

German. Nationalmuseum in Nürnberg; Kreisarchiv Bamberg; Württemberg. Kommission f. Landesgeschichte (Schneider), Archivdirektor v. Stälin in Stuttgart; Prof. v. Below in Tübingen; badisches Generallandesarchiv (v. Weech) in Karlsruhe; Proff. Marcks und Hampe in Heidelberg; Prof. Finke in Freiburg i. B.; Bezirksarchiv (Prof. Wiegand), Prof. Bresslau in Strassburg; Gesellschaft f. lothring. Geschichte in Metz; Gesellschaft f. rheinische Geschichtskunde und Histor. Archiv in Köln (Hansen); Prof. v. Bezold und Schulte, Dr. Luckwaldt in Bonn; Prof. v. d. Ropp in Marburg; Prof. Brandi in Göttingen; Histor. Seminar, Prof. Meister und Schreuer in Münster; Prof. Cartellieri in Jena; Prof. Lindner in Halle; Oberregierungsrat Posse und Archivrat Lippert in Dresden; Prof. Lamprecht und Seeliger in Leipzig; Generaldirektor der preuss. Staatsarchive Geheimrat Koser, kgl. Hausarchiv (Berner), die Berliner Mitarbeiter der Monum. Germaniae, die Proff. Brunner, Schäfer, Tangl und Winterfeld, Dr. Perels, Dr. Schmeidler in Berlin; die kgl. Staatsarchive Düsseldorf (Ilgen), Hannover (Doebner), Münster (Philippi), Magdeburg (Ausfeld), Königsberg (Joachim); Dr. Unzer in Kiel; Prof. Bloch in Rostock; Prof. Bernheim und Ulmann in Greifswald; die Proff. Caro, Kaufmann, Kampers, Beyerle, Sdralek, Nürnberger, Arnold, Brie, Dahn und Leonhard, Archivrat Krusch in Breslau; Prof. Rachfahl in Königsberg; Direktor Baltzer in Marienwerder.

Stadtarchiv Chur (v. Jecklin); Allgem. geschichtsf. Gesellschaft der Schweiz (Meyer v. Knonau), Stadtbibliothek (H. Escher), Prof. Schweizer, Dr. Forst in Zürich; Staatsarchivar Herzog in Aarau; Staatsarchiv Solothurn; Prof. Thommen, Staatsarchivar Wackernagel in Basel.

Staatsarchiv Venedig (Malagola); Istituto Austriaco di studii stor. (Pastor), Preussisches histor. Institut (Kehr), Präfekt der Vaticana F. Ehrle, Dr. Dengel, Krejcik, Pogatscher, Reich in Rom; Dr. Tietze in Paris; Prof. Pirenne in Gent; Staatsrat v. Gernet in Petersburg.

All diese Beweise der Anerkennung und Sympathie, der treuen Anhänglichkeit und Dankbarkeit sind ein erhebender Ansporn für Lehrer und Schüler des Instituts, um mit Hingebung auf den glücklich betretenen Bahnen vorwärts zu schreiten.

Ottokar Lorenz.

Am 13. Mai 1904 starb in Jena ein deutscher Gelehrter, den wir unbedenklich zu den geistvollsten Geschichtsschreibern, zu den „historischen Denkern“, wie er selbst es nannte, zählen dürfen. Ottokar Lorenz war ein Österreicher. Er war am 17. September 1832 in Iglau zur Welt gekommen, hat dann über ein Vierteljahrhundert in Wien als Lehrer und Forscher gewirkt, um erst in späteren Lebensjahren nach der thüringischen Musenstadt zu übersiedeln, wo er, nach weiteren zwei Dezennien fruchtbringender wissenschaftlicher Tätigkeit, einem ihn lange quälenden Leiden erlag.

Lorenz' geistige Entwicklung war die eines durchaus selbständigen Kopfes. Er war, so wie Ranke und Mommsen, für die er immer voll hoher Verehrung war und mit denen ihn lange Zeit die freundlichsten Beziehungen verknüpften, kein Fachschüler gewesen, hatte sich nicht nach den Winken eines Meisters gebildet, sondern sich seinen Weg allein gesucht. Seinen

Lehrern der Geschichte an der Wiener Universität, Grauert, Aschbach und Jäger, brachte er zwar die verdiente Achtung entgegen, Dankbarkeit aber für tiefer gehende Anregung zollte er anderen Männern: namentlich dem Philologen Bonitz, der in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien lehrte, und dem Herbartianer Lott, dessen Tochter Marie Lorenz später zur Frau nehmen sollte. Jenem las er seine ersten kleinen Werke vor und nahm von ihm manchen guten Wink entgegen, namentlich wenn ihn sein rasches Temperament in der Polemik nach allzu scharfen Waffen greifen liess; dem Zweiten widmete er sein Buch über die »Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert« als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für viel im Gespräch empfangene Unterweisung. Und doch hat er sich weder von dem Einem für die Philologie noch von dem Andern für die Weltweisheit als Berufsstudium gewinnen lassen, sondern sich, einer starken Neigung folgend, für die Geschichte entschieden, an der sich gerade damals auch bei den österreichischen Regierungsbehörden ein lebhafterer Anteil kundgab. Um die Mitte der fünfziger Jahre wurde das »Institut für österreichische Geschichtsforschung« gegründet, und Lorenz war vom Herbst 1855 bis in den September 1856 unter dessen ersten Mitgliedern. Während dieses Jahres hatte es seine Bemühung erreicht, dass Theodor Sickel, der sich damals archivalischer Studien halber in Wien aufhielt, ein Privatissimum über Paläographie an der neuen Anstalt las, und mit so schönem Erfolge, dass es der Unterrichtsverwaltung wünschenswert erschien, den jungen Gelehrten dauernd an Wien zu fesseln. Der Dienst, den Lorenz der historischen Forschung in Österreich erwies, indem er durch seine Anregung die Gewinnung Sickels ermöglichte, soll ihm unvergessen bleiben.

Als er das Institut verlies — er hatte 1855 bereits eine Studie über das Konsulartribunat veröffentlicht — war er entschlossen, sich historischen Stoffen aus der mittleren Zeit, die mit der österreichischen Geschichte zusammenhiengen, zuzuwenden. Nach einer Studie über »Die siebente Kurstimme bei Rudolfs I. Königswahl« veröffentlichte er weitere über Ottokar II., über die Sempacher Schlachtlieder u. m. a., bis 1863 der erste Band der »Deutschen Geschichte« erschien, dem drei Jahre später ein zweiter folgte, der die Erzählung bis in's Jahr 1293 führte. Obgleich nur ein Rumpf, in manchen Einzelheiten damals schon bestritten, heute überholt, war das Werk dennoch für jene Zeit eine überaus wertvolle Leistung und gewährt durch seinen Reichtum an geistvollen Aus- und Überblicken auch jetzt noch viel Genuss. Der Beginn des 5. Kapitels im zweiten Bande z. B. über die Verschiedenheit des deutschen Ostens und Westens wird stets zu dem Besten gehören, das je an knapper und doch dabei die grössten historischen Verhältnisse im Grunde berührender Darstellung geleistet wurde. Was das Verdienst des Autors besonders hoch stellte, war, dass er damit ein Feld bebaute, das dazumal, wenn man von Kopp's und Böhmers hilfreichen Leistungen absah, von der Geschichtschreibung noch wenig berührt worden war und wo die wichtigsten Quellen noch unaufgeschlossen lagen. War doch das ganze grosse Gebiet des wirtschaftlichen Lebens vor Lorenz fast noch gar nicht in Betracht gezogen worden. Der angesehene Platz, den wir ihn seitdem unter den Historikern der Nation einnehmen sehen, und die Achtung, die ihm gerade die Besten unter ihnen entgegen-

brachten, waren daher wohl erworben. Was sich der Fortsetzung des Werkes hindernd in den Weg stellte, war einmal der — übrigens heute noch fühlbare — Mangel an guten Editionen der Quellen des 14. Jahrhunderts und nicht minder der eines zureichenden Wegweisers zu ihnen, da Wattenbachs klassisches Buch über Deutschlands Geschichtsquellen nur bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts führte. Da fasste denn Lorenz den Plan, zunächst diese Lücke auszufüllen, der Fortsetzer Wattenbachs zu werden. Obgleich er ehemals in einem Exkurs zu einem Aufsatz über »Leopold III. und die Schweizer Bünde« sich durchaus der Ansicht Kopps vom Vorzug der urkundlichen vor den chronistischen Denkmälern angeschlossen hatte, fand er später doch, durch Rankes Urteile angeregt, dass die Erzählung des Einzelnen, der die empfangenen Eindrücke seiner Zeit mit Empfindung wiedergibt, nicht zu entraten und keineswegs zu tief zu stellen sei, und so entstanden die zwei Bände »Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts« in der von Wattenbach gefundenen Form und Ordnung — wobei allerdings Lorenz, was Jenem vielfach erspart worden war, in den meisten Fällen die ganze kritische Arbeit allein zu leisten hatte. War es im Unmut darüber, wenn er in der Vorrede zur 3. Auflage einen mit Grund vorgebrachten Einwand gegen gewisse Ausartungen einer gedankenlosen Geschäftigkeit im Editionswesen sehr scharf, und dadurch, dass er ihn generalisierte, geradezu verletzend zum Ausdruck brachte, so dass ihm auch mancher Freund darin nicht beipflichten konnte?

Das Jahr 1885, in welchem die dritte Ausgabe erschien, war freilich eins voll Aufregungen für das an sich leicht erregbare Wesen des im Grunde gut und gütig gearteten Gelehrten: es brachte sein Scheiden von Wien mit sich. Hier, wo er sich 1856 habilitirt hatte, war er 1860 zum ausserordentlichen und schon im Jahre darauf, nachdem er einen Ruf nach Freiburg ausgeschlagen, zum ordentlichen Professor ernannt worden. Nebenbei hatte er 1857, als Zögling des »Instituts«, am Haus-, Hof- und Staatsarchiv eine Stelle erhalten. Diese letztere war ihm dann allerdings schon 1866, in Folge eines Pressprozesses, wieder verloren gegangen. Denn Lorenz hatte es über seinem gelehrten Wirken nicht versäumt, den Geschehnissen des Tages mit hohem Interesse zu folgen und namentlich in staatskirchenrechtlichen und in Unterrichtsfragen im Sinne einer fortgeschrittenen Überzeugung mit seinem Urtheil hervortreten¹⁾. Diese seine Haltung war für ihn zur Zeit, da Schmerling die Regierung führte, ohne Nachtheil gewesen; hatte dieser selbst ihn doch in seinem Kampfe mit Deák zu publizistischer Tätigkeit angeregt, unter deren Früchten eine Schrift »Gegen Deáks Adressentwurf« (1861) noch heute lesenswert ist. Als dann aber die junge Verfassung sistirt wurde und eine rückläufige Bewegung eintrat, genügte Lorenz' Hinweis auf Karl X. in einem Artikel der »Presse«, um ihn mit den Gerichten zu bedrohen, ihn jedenfalls aber seine Stelle am Archiv einbüßen zu lassen. Den Studenten freilich war

¹⁾ Derlei Arbeiten über »Kaiser Friedrich II. und sein Verhältniß zur römischen Kirche«, »Kirchenfreiheit und Bischofswahlen«, »Die Jesuiten und die Gründung der österreichischen Staatsschule«, »Über Papstwahl und Kaisertum« sind später mit anderen Abhandlungen in »Drei Büchern Geschichte und Politik«, 1876, gesammelt erschienen, »Papstwahl und Kaisertum« erweitert als Buch.

er durch solch freisinniges Wesen, das sich auch in seinen Vorlesungen zum Ausdruck brachte, nur sympathischer geworden, was namentlich bei seiner Wahl zum Rektor, 1880, deutlich kund wurde. Aber schon wenig Jahre später genügte ein einziges Vorkommnis, ihm diese Gunst zu entfremden. 1885 hatte sich der damalige Rektor, Maassen, im niederösterreichischen Landtag in einer Frage des nationalen Konfliktes nicht so geäußert, wie es die deutschen Studierenden von ihrem akademischen Oberhaupt erwartet haben mochten, und Maassen wurde von ihnen hart bedrängt. Als da nun Lorenz, gestützt auf seine persönliche Beliebtheit, für den Angegriffenen und seine Würde eine scharfe Lanze einlegte, wandte sich der Unmut der Kommilitonen in offenem Aufruhr gegen ihn. Ein Konflikt mit mehreren Kollegen und dem neuen Rektor trat dazu und verleidete ihm den weiteren Aufenthalt in Österreich. Der ihm persönlich befreundete Herzog Ernst von Coburg, mit dessen Denkwürdigkeiten er sich schon seit Jahren beschäftigte, war einer der Kuratoren der Jenenser Universität, er verschaffte ihm die Berufung an diese Hochschule, und noch im selben Jahre machte sich Lorenz in Jena sesshaft. Er war damit — so tief hatte das letzte Erlebnis auf ihn eingewirkt — auch innerlich verändert; aus dem freigesinnten Manne war ein Konservativer geworden, mit Anschauungen, die jeden überraschen mussten, der ihn ehemals gekannt hatte.

Hier in Jena war es nun nicht mehr die Geschichte der mittleren Jahrhunderte, die seine Arbeit fesselte. Er hatte sich schon in Wien wiederholt mit Themen neuerer Zeit befasst — namentlich eine Arbeit über »Joseph II. und die belgische Revolution« an der Hand Murray'scher Papiere, und eine andere über »Wallenstein« hatten Aufmerksamkeit erregt — jetzt war es vorzugsweise die Geschichte neuester Jahrzehnte, die ihn beschäftigte, und eine Reihe von Aufsätzen über »Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts«, unter denen sich insbesondere eine Studie über »Metternich« dauernde Geltung erworben hat, konnte bald in einem stattlichen Bande gesammelt erscheinen. Vorher schon, in den Jahren 1887 bis 1889, waren Herzog Ernsts Memoiren publiziert worden, deren Redaktion Lorenz übernommen hatte. Daneben aber gewann bei Diesem das Interesse an Fragen der Historik eine besondere Intensität. Er hatte schon lange zuvor, in Karl Tomascheks »Schillerbuch«, ein Kapitel über »Schiller als Historiker« verfasst, dann war eine Arbeit über »Schlosser« entstanden, dann ein abwehrender Aufsatz gegen Du Bois-Reymonds Idee einer naturwissenschaftlichen Geschichtschreibung in der »Historischen Zeitschrift«, dann die Rektoratsrede über »Die Politik als historische Wissenschaft« — alles noch in Wien. Jetzt nahm er diese grundsätzlichen Fragen auf Neue vor, zunächst das Gebiet der Geschichte unter vorwiegender Betonung des staatlichen Momentes begrenzend, die zeitliche Einteilung des historischen Stoffes unter neuen Gesichtspunkten untersuchend. Nachdem er, mit Recht, die heute geltende Periodisierung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit als unwissenschaftlich verworfen hatte, drängte sich ihm der Gedanke auf, ob nicht in anderen »natürlichen« Perioden die Ideen, in denen er mit Ranke das treibende Element der Menschengeschichte erkannte, in ihrer Wirksamkeit nachgewiesen werden könnten. Er kam, von dem Beispiel seines Freundes Wilhelm Scherer, der die deutsche Literaturgeschichte in Abschnitte von

dreihundert Jahren eingeteilt hatte, und von einem gelegentlichen Worte Rankes angeregt, dazu, in der Generation und in deren Verdreifachung, d. i. im Jahrhundert, diese Massstäbe zu finden, denn »die Ideen hängen qualitativ an den einzelnen Menschen und an ganzen Generationen«. Diese Studien, die 1886 unter dem Gesamttitel: »Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben« erschienen, führten ihn dazu, der Genealogie ein besonderes Aufmerken zu widmen und sich eingehender mit dem Problem der Vererbung zu befassen, namentlich nachdem ich ihn gelegentlich eines Besuches in Jena auf Ribots »L'hérédité« aufmerksam gemacht hatte, worin er einige seiner eigenen Behauptungen wiederfand. Nun entstand das Buch »Leopold von Ranke, die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht« (1891), dann das »Genealogische Handbuch der europäischen Staatengeschichte«, das in der 2. Auflage (1895) ein nützlicher Behelf geworden ist, endlich das »Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie« (1898). Diese Werke zur Historik haben manchen Widerspruch erfahren, wenn sie gleich viel Beachtenswertes enthielten; sie sind von der grossen Kontroverse über die historische Geltung der Persönlichkeit und der Masse wohl auch nur vorübergehend in den Hintergrund geschoben worden.

Inzwischen hatte sich das Interesse weiter Kreise, durch einige hervorragende historiographische Leistungen angeregt, den Vorgängen der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts und der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges zugewendet. Hier konnte auch Lorenz ein Wort mitreden, und er tat es. Seine Beziehungen zu Herzog Ernst und dessen Gemahlin, der Schwester des Grossherzogs von Baden, hatten ihm mancherlei Quellen aus fürstlichen Hausarchiven zugänglich gemacht, die ihm jene Zeit in einem anderen Licht erscheinen liessen, als man sie anzusehen sich gewöhnt hatte. Er verwertete sie in einem Werke über »Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, 1866—1871« (1902). Es war das letzte umfängliche Buch, das er, bereits von körperlichen Leiden geplagt und oft auf die Mithilfe Anderer angewiesen, verfasst hat. Es lief in seinen Ergebnissen darauf hinaus, dass sein Verfasser den Anteil Bismarcks an der Reichsgründung zu Gunsten desjenigen der deutschen Fürsten einigermassen einschränken zu sollen glaubte. Das war nun freilich der herkömmlichen Meinung stark entgegen. Aber gerade dazu, sich dem Herkommen kritisch zu widersetzen, hat Lorenz stets eine grosse Neigung und einen nicht geringen Mut besessen. Hier traf er auf kräftigen Widerstand, den er noch durch eine letzte Schrift »Gegen Bismarcks Verkleinerer« (1903) zu bekämpfen strebte. Völlig unbefangene Kritik wird jenem Buche die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass es — namentlich in den Noten — ein reiches Material enthält und dass an ihm kein Darsteller dieser Dinge wird vorbeigehen dürfen. Im Übrigen aber zeigt es, wie die Schrift über Joseph II. aus seiner frühesten Zeit und eine spätere über »Goethes politische Lehrjahre« (1893), einen überaus lebendigen, expansiven Geist, der sich hie und da von seinen Quellen über jene Grenze hinaus verlocken lässt, die ein bedächtigerer Forscher nicht überschreiten würde. Kann man diesen Vorwurf nicht unterdrücken, so wird man andererseits doch wieder zugeben müssen, dass gerade solche temperamentvolle Behandlung historischer Stoffe, verbunden mit einer an-

sprechenden, an klassischen Mustern gebildeten Darstellungsweise, anregend wirkte, viel geistiges Gut in dauernde Sicherheit brachte, und vielleicht gerade durch den Widerspruch, den sie entgegnetrug oder hervorrief, der Wissenschaft manche Förderung zu Teil werden liess.

In Österreich, wo Lorenz eine ganze „Generation“ von Geschichtslehrern heranbilden half, besass er viele warme Anhänger, die noch heute sein Andenken ehren. Wer ihm aber als Freund näher getreten war und einen tieferen Blick in diese volle Hingebung an die Sache des Lebensberufs, in diese edle, aus allen Wissensgebieten geschöpfte Bildung, in dieses, trotz der streitbaren Aussenseite, innige Gemüt tun durfte, der wird sich der Erinnerung an ihn, wenn er ihn auch in dem einen und anderen etwas anders gewünscht hätte, wie eines reichen Besitzes freuen, den er um alles nicht missen möchte.

August Fournier.

Am 28. Dezember 1903 starb Schulrat Johann Schwarz, Professor an der Theresianischen Akademie in Wien. Zu Hermesdorf in Mähren am 16. November 1840 geboren, studierte Schwarz an der Universität Wien und war von 1865—1867 ordentl. Mitglied des Institutes. Er trat 1867 als Studienpräfekt am Theresianum ein, wurde 1873 zum Professor am Gymnasium in Saaz, 1878 in Troppau, 1880 am Theresianum ernannt, wo er nun bis an sein Lebensende als tüchtiger Schulmann wirkte. Er beschäftigte sich mit der Geschichte dieser von Maria Theresia gegründeten Anstalt, veröffentlichte in ihren Jahresberichten 1890 und 1903 eine übersichtliche Darstellung der Geschichte und des Studienbetriebes und zwei selbständige gründliche Arbeiten „Geschichte der Savoyschen Ritterakademie in Wien von 1746—1778“ (1897) und „Die kaiserl. Sommerresidenz Favorita auf der Wieden in Wien 1615—1746“ (1898).

Am 7. Oktober 1904 endete das Leben eines jungen Gelehrten, der nach seinen Leistungen, seinen Anlagen, seiner strengen Wahrheitsliebe und seinem unermüdlichen Fleiss zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Dr. Wladimir Levec, a. o. Professor des deutschen Rechtes an der Universität Freiburg in der Schweiz starb an diesem Tage nach langen qualvollen Leiden im Elternhause zu Laibach. Mir dem um so vieles Älteren, seinem Lehrer der ihm in väterlicher Freundschaft zugetan war, fällt nun die traurige Pflicht zu, dem früh Geschiedenen einen Nachruf zu halten.

Wladimir Levec wurde am 20. Jänner 1877 als Sohn des Realschulprofessors nun k. k. Landesschulinspektors Franz Levec zu Laibach geboren, beendete hier seine Gymnasialstudien im J. 1895 mit Auszeichnung und bezog hierauf die Universität Graz. Im J. 1898 wandte er sich nach Wien um sowohl seine juridischen Studien zu beenden als auch zu gleicher Zeit das Vorbereitungsjahr des Instituts f. österr. Geschichtsforschung zurückzulegen. Er gehörte dann dieser Anstalt von 1899—1901 als ord. Mitglied an, zwischen hinein fällt seine Promotion zum Doktor der Rechte an der Universität Graz (21. März 1901) und die Ablegung der Instituts-